

**Mohamed Rabie (Muḥammad Rabī‘: ‘Ām at-tinnīn** (Das Jahr des Drachen; Kairo [Kutubkhan], 2012), S. 6 ff.:

Präambel

*Exzellenz, Herr Präsident, Muhammad Husni Mubarak,*

*ich versichere Euch, dass ich mit allem, was mir zur Verfügung steht, all meiner Kraft und all meinem Hab und Gut, meinen Kenntnissen und meinen Gefühlen – nichts davon werde ich schonen – zu Euch und Euch zur Seite stehen und mich für Euch und für unser Land einsetzen werde, damit wir dieses unser Land gemeinsam aufbauen. Und Schande über mich, wenn ich Euer Vertrauen enttäusche oder mich seiner nicht würdig erweise. Ich stehe Euch bei, und solltet Ihr mich säumig finden, verwandelt mein Leben in Staub!*

*Keine Mühe und keinen Gedanken, Euch zu helfen, werde ich scheuen. Ich werde lesen und lernen, allein um Euch zu unterstützen. Und dafür verlange ich keinerlei Entschädigung. Seit Jahren sehe ich, dass Ihr als Einziger imstande seid, Ägypten zu lenken. Und nun, da Ihr die Zügel ergriffen habt, kann ich nicht anders, als Euch mit Rat und Tat beizustehen.*

*Meine Ratschläge kennt Ihr ja ganz sicher aufs Beste. Auch andere als ich haben sie Euch schon vorgetragen oder Ihr habt sie durch lange Erfahrung gelernt. Ich jedenfalls werde Euch nur in aller Bescheidenheit an einige Dinge erinnern.*

*Lauscht meinen Ratschlägen, und wenn Ihr findet, ich hätte meine Grenzen überschritten, so gebietet mir Einhalt. Wenn Ihr findet, ich hätte einen Fehler gemacht, so ignoriert ihn oder bestraft mich. Ich bin völlig eins mit Euch. Keine Stütze habe ich ausser Euch. Aber ich bitte Euch, vertreibt mich nicht aus dem Paradies der Aufrichtigen.*

*Dieses Schreiben wird Euch direkt zugestellt. Alle weiteren Briefe und Ratschläge erreichen Euch über einen Mittler, einen der aufrichtigen Hochwohlgeborenen, die in Eurem Dienst stehen, derjenigen, die Euer Vertrauen und Euer Wohlgefallen erworben haben. Ich vertraue Eurem Vertrauen auf sie. Ich weiss, dass Ihr sie erst nach langer, minuziöser Prüfung ausgewählt habt. Aber die Menschen ändern sich, das ist nun einmal so, also werft dann und wann ein Auge auf sie.*

*Exzellenz, Herr Präsident, Muhammad Husni Mubarak, beginnen wir eine neue Ära!*

## Ein Tunnel

Naîm ging selbst. Er, der Mann im Haus, hatte die Wohnungstür zu öffnen, kein anderer.

Übertrieben forsch trat ein Mann ein. Naîms Sohn Walîd folgte ihm, den Blick auf den Boden gerichtet, Scham und Trauer mimend. Eine Mimik, die sich nach wenigen Sekunden verlor. Auf den Boden starrend, dachte Walîd an das unbekannte Bevorstehende, und seine gespielte Trauer machte echter Ratlosigkeit Platz. Das hier würde nur einige Minuten dauern, doch er musste sich Gedanken darüber machen, was danach zu tun war. Der Mann machte es sich auf dem Sofa im Salon bequem, als wäre es allein für ihn da. Naîm setzte sich neben ihn und hiess ihn mit einer Handbewegung willkommen. Er sei glücklich, dass er den Weg zu ihnen gefunden habe, meinte er und fügte noch allerhand Begrüssungsfloskeln hinzu. Hatte Naîm nicht schon immer mit dem Gedanken gespielt? Der Gast dagegen rutschte unruhig auf seinem Platz hin und her und wünschte, alles rasch hinter sich zu bringen. Er erkundigte sich nach der Person, die Gegenstand der von ihm auszufertigenden amtlichen Erklärung war. Das sei er selbst, gab Naîm mit einem Handzeichen zu verstehen, woraufhin der Gast ein einziges Blatt Papier aus seiner Tasche zog und etwas darauf schrieb. Wenige Augenblicke später las er das Geschriebene nochmals durch und überprüfte es. Dann fragte er Naîm nach seinem amtlichen Namen. Walîd beantwortete die Frage. Er nannte den vierteiligen Namen seines Vaters: Naîm Abdalnaîm Achmad Abu-Sabaa und reichte den Personalausweis seines Vaters dem Gast, der sich vergewisserte, dann den Ausweis auf den Tisch zurücklegte und klar und deutlich Naîms Namen auf das Blatt schrieb. Danach unterzeichnete er, hielt Naîm das Blatt hin und fragte, was er davon halte. Mehr brauche es nicht, sagte der Arzt, jetzt könne die Prozedur völlig ruhig und ohne Aufregung durchgezogen werden.

Naîm las das Schriftstück in aller Ruhe. Er wusste längst, was darin stand. Egal wie fremd alle diese Sätze klangen, sie liefen schliesslich und endlich aufs Gleiche hinaus. Sein Sohn sass neben ihm, seine Töchter folgten den Vorgängen durch einen Spalt in der Tür zum Schlafzimmer. Dort sass seine Frau Atijât auf dem Bett. Sobald der Gast von Naîm das Geld entgegennahm, sollten die Töchter ihr ein Zeichen geben. Atijât malte sich, auf dem Bett kauern, aus, was sie erwartete. Sie hatte keine Meinung zu dem Geschehen. Sie war das alles leid. Naîm liess sich sowieso durch nichts von seinem Vorhaben abbringen. Danach hätte sie endlich ihre Ruhe, und Naîm die seine. Auch der Junge würde schweigen, und die Mädchen wären fein raus. Sie wartete geduldig auf das Zeichen der Töchter.

Anfangs konnte Naîm die Tränen noch zurückhalten, doch dann liefen sie ihm über die Wangen. Der Gast versuchte, ihn zu trösten, doch Naîm stiess einen unverständlichen Röchellaut aus, den der Gast für das letzte Trauerröcheln hielt. Er bemühte sich, Naîm darüber hinweg zu helfen. Jetzt gehe es für ihn darum, die Bestattungsgenehmigung zu besorgen. Viele täten das jeden Tag. Sobald einer die sechzig erreicht – die sechzig Lebens-, nicht Arbeitsjahre –, würden sie das Gleiche tun wie Naîm jetzt. Mit festem, gläubigem Herzen fordere man ihn, den Arzt, auf, den Totenschein auszustellen. Wenige würden in einer solchen Situation weinen. „Sie tun das aus freiem Willen, ohne Druck. Sie wollen sich befreien.“ Doch Naîm liess sich nicht beruhigen. Er begann zu schluchzen wie ein Kind. Der Gast klopfte ihm auf die Schulter und erklärte, für ihn werde sich praktisch nichts ändern. Einzig auf die Zuteilung von Belohnung und Bestrafung müsse er gefasst sein, die beiden dafür zuständigen Grabengel, Munkar und Nâkir, seien äusserst streng. Im ersten Augenblick verstand Naîm den Scherz nicht, und nachdem er kurz darüber

sinniert hatte, fand er ihn an der Grenze der Gotteslästerung. Schweigend betrachtete er den Spötter eine Weile. Er fand ihn widerlich, und sein Abscheu verstärkte sich noch, als der Arzt mit emotionsloser, etwas gelangweilter und doch leicht drängender Stimme nach dem Honorar fragte. Naîm hielt ihm den vereinbarten Betrag hin. Der Arzt nahm ihn, erhob sich und ging geradewegs zur Tür. In diesem Augenblick brach, auf ein Zeichen ihrer Töchter hin, Atijât in Klagegeschrei aus, während die Mädchen ihren Tränen freien Lauf liessen.

Als ob sie auf den Schrei gewartet hätten, strömten nun unverzüglich, tiefschwarz gekleidet, die Nachbarinnen herein, echte Tränen vergiessend. Eine um die andere kamen sie ins Zimmer. Sie hatten das laute Klagen vernommen, das ihnen mitteilte, dass Naîm ihnen allen vorangegangen war, Gott erbarme sich seiner. Sie traten durch die Wohnungstür, sprachen ein „Gott erbarme sich seiner Seele“ für den Verblichenen und begaben sich ins Zimmer zu seiner Witwe. Naîm, Gott erbarme sich seiner, erwiderte den Segenswunsch der Frauen anfänglich mit einem Kopfnicken. Doch schon beim dritten oder vierten Mal war er es leid und stellte seine Reaktion ein. Nachdem er offiziell für tot erklärt worden war, überlegte er sich vor jeder Bewegung, ob sie wirklich nötig war. Seit der Arzt gegangen war, hatte er sich nicht von der Stelle gerührt. Er versuchte, die Dinge in seinem Kopf zu ordnen, versuchte sich vorzustellen, was der Tag noch bringen werde.

Den Nachbarinnen folgten die Nachbarn. Walîd blieb im Salon bei seinem Vater, Gott erbarme sich seiner, und empfing die Besucher. Sie drückten ihm die Hand, und er drückte zurück, um ihnen Festigkeit und Stärke zu signalisieren, ihnen seine Männlichkeit und seine neugewonnene Kraft zu zeigen. Jetzt war er der Mann im Haus.

Jede Minute kam jemand herein. Es herrschte ein ungeheures Gedränge im Zimmer. Als man den Salon für voll genug hielt, wich man in die Küche aus und wartete dort, bis es wieder Platz gab. Schliesslich drängten sich die Leute auch im Treppenhaus, begannen zu rauchen und machten ein Riesenspektakel. Alle warteten. Einer hob in der Küche den Deckel von einem Kochtopf, neugierig und hungrig. Aber selbst durch Stimmen, Lärm und Geschrei hindurch hörte Atijât das Geräusch des Topfdeckels. Sie stand rasch auf und trat, unter den Blicken der Besucher, aus dem Zimmer, wandte sich an Naîm und drängte ihn, vorwärts zu machen.

Gelenkt von alter Gewohnheit, bewegte sich Naîm durch das Gedränge zur Küche, füllte sich ein Glas mit Wasser und trank es. Doch es schmeckte nicht, und er spuckte es wieder aus. Die Gewohnheiten, das Haus zu verlassen, waren bedeutungslos. Sie waren es schon zu Naîms Lebzeiten, und wie viel mehr jetzt? Naîm hatte den Eindruck, wirklich gestorben zu sein, und der Tod schien den Geschmack des Wassers in seiner Kehle verändert zu haben. Er bewegte sich zur Tür und forderte die Anwesenden auf, hinunter auf die Strasse zu gehen. Den Blick zu Boden gerichtet, schwenkte er seine weit ausgebreiteten Arme, als triebe er Hühner vor sich her. Das verärgerte einige der Besucher. Der Verblichene, Gott erbarme sich seiner, war knausrig und wollte sie nicht bewirten. Doch am Ende setzten sie sich schweigend in Bewegung. Naîm folgte ihnen einige Minuten später.

Er schritt jetzt bedächtig. In seiner Eigenschaft als Toter führte er den Zug an. Auf dem Balkon erschien, durchdringend und schmerzvoll klagend, Atijât, seine Frau, die ihm letzte Segenswünsche nachrief. Nicht verständliche Worte waren es, nur die üblichen Formeln, eigentlich wertlos unter diesen Umständen. Mit jedem Ruf wuchs ihre Erregung und verstärkte sich ihre Lautstärke. Sie war drauf und dran zusammenzubrechen. Schliesslich erreichte Atijât

eine ungewöhnliche Stufe der Unverständlichkeit. Immer hysterischer kreischte sie wieder und wieder den letzten Satz, einen Satz, den niemand beim ersten Mal verstanden hatte und den auch keiner bei der Wiederholung verstand.

Naïm schritt ruhig dahin. Ihm folgte die Prozession. Passanten schlossen sich dem Zug an, auch ohne zu begreifen und ohne weiter darüber nachzudenken, was da vor sich ging. Sie marschierten einige Schritte mit, fragten dann ihre Nachbarn nach dem Anlass des Umzugs und erkundigten sich verwundert nach dem Toten, nach dem Sarg. Die Prozession beschleunigte sich. Die Menschen gingen schneller, wie ungeduldig, als hätten sie sich allesamt zu einer Veranstaltung verspätet. Naïm blieb zurück. Er versuchte, sein würdiges Tempo beizubehalten, und geriet so in die Mitte der Schar. Einer seiner Nachbarn trat zu ihm und drängte ihn, ein wenig schneller zu gehen. Doch Naïm starrte ihn nur kalt an und sagte mit seiner üblichen spitzen Zunge: „An meiner Beerdigung kann ich so schnell gehen wie ich will.“ Der Nachbar verstand den Blick und erklärte, die dahinfliegende Holzkiste sei ein Hinweis auf die Gottesfurcht des Toten, die langsame dagegen bedeute etwas ganz anderes. Naïm verstand nicht, was man von ihm wollte. Er machte sich Gedanken über die Holzkiste und stellte sich darüber Fragen. In diesem Leichenzug gab es überhaupt keinen Sarg, weder einen dahinfliegenden noch einen dahinkriechenden. Er liess seinen Nachbarn stehen und schritt weiter, langsam wie zuvor. So war es richtig, war es schon sein ganzes Leben über gewesen. Hast kam überhaupt nicht infrage, und ein Leichenzug hatte sich gemessen und ruhig zu bewegen. Das Begräbnis war der letzte Gruss an den Verstorbenen. Nie in seinem Leben hatte Naïm eine Verbindung herzustellen vermocht zwischen der Idee vom dahinfliegenden Sarg und der Gottesfurcht des darin Ruhenden. Doch plötzlich hoben ihn zwei Männer hoch, dann übernahmen ihn zwei andere, und so reichten ihn immer zwei an die beiden nächsten weiter, und sie alle versuchten, ihn an die Spitze des Zuges zu schaffen. Dieser beschleunigte nun das Tempo noch mehr. Alle beteiligten sich daran, Naïm zu tragen. Harte Hände und lange Nägel zwickten, quetschten und kratzten ihn. Einer piesackte ihn, dann ein anderer. Die Piesackerei wollte gar kein Ende nehmen. Davor hatte sich Naïm immer gefürchtet. Man hatte ihn gepiesackt, nachdem er den Ehevertrag mit Atijât unterzeichnet hatte. Man hatte ihn zu Lebzeiten immer wieder gepiesackt, auf verschiedenste Weise. Und jetzt ging das, obwohl er tot war, weiter. Nachdem er den Schmerz und die Piesackerei und das Geschaukel in der Luft eine Weile ertragen hatte, begann er, verärgert um sich zu treten und zwang die Männer, ihn wieder herunter zu lassen. Dann stand er da, versuchte, zu Atem zu kommen und betrachtete seinen Leichenzug, der sich allmählich entfernte. Die Leute strebten vor ihm her zur Moschee. Er blieb immer weiter zurück.

Bei der Moschee angekommen, zogen die Männer hastig ihre Schuhe aus und gingen hinein. Naïm kam, noch immer wütend über die Vorgänge kurz zuvor, als Letzter an. Etwas Derartiges werde sich zwischen der Moschee und dem Friedhof nicht wiederholen, hatte er sich geschworen. Nach dem Gebet würde er ein Taxi nehmen. Die anderen sollten ruhig zu Fuss zum Friedhof gehen. Die Schuhe in der Hand, betrat er die Moschee, erleichtert, dass dies, wie er dachte, sein letzter Moscheegang auf Erden sein werde. Wenige Minuten zuvor hatten die Leute das Nachmittagsgebet absolviert. Sie beschlossen, das Totengebet für Naïm rasch noch mitzumachen. Man stellte sich in Reihen auf. Der Imam nahm das Mikrofon und rief den Anwesenden in ein paar Worten das Totengebet in Erinnerung. Naïm versuchte, sich in die vorderste Reihe hinein zu drängeln. Er schob die anderen beiseite, um direkt hinter den Imam zu gelangen. Das war sein Gebet, er hatte in der vordersten Reihe, nahe dem Vorbeter zu stehen. Der Imam bemerkte ihn. Mit einem strengen Blick hob er die Hand und bedeutete Naïm mit dem Zeigefinger, die Moschee zu verlassen. Kein Zweifel, Naïm wurde aus der Moschee gewiesen. Er

begriff nicht, was das sollte, und auch die anderen Umstehenden konnten die nervöse Geste nicht deuten. Ratlos starrten sie den Imam an, aber keiner wollte die weihevollen Stille durchbrechen. Ob solcher Begriffsstutzigkeit wurde der Imam ungeduldig. Er flüsterte dem Nächststehenden etwas ins Ohr, und der Angesprochene schien zu verstehen. Er trat zu Naïm, fasste ihn am Arm und führte ihn ruhig aus der Moschee. Nun endlich begriff Naïm. Natürlich konnte der Imam nicht zulassen, dass jemand für seine eigene Seele betete. Draussen zog er seine Schuhe an und wartete zutiefst frustriert auf das Ende des Gebets. Sogar schon vor der Bestattung behandelte man ihn als tot. Plötzlich spürte er hinter sich Unruhe und drehte sich um. Sie zogen sich die Schuhe an. Gleich würden sie ihn bemerken. Um ihnen zu entkommen, eilte er zur Strasse, winkte ein Taxi heran und stieg rasch ein. Mit Genugtuung betrachtete er sie, die völlig verduzt über sein Verhalten da standen. Durch das Fenster zeigte er ihnen den Stinkefinger. Wer andern eine Grube gräbt, ...

Der Fahrer war ein feiner Mensch und wusste, was sich gehört. Er lehnte es ab, sich von Naïm für die Fahrt bezahlen zu lassen. Er schwor heilige Eide, nichts anzunehmen, und damit basta! Auch Naïm fühlte sich nicht verpflichtet, für die Fahrt zu bezahlen. Die Leute hatten begonnen, ihn wie einen Toten zu behandeln, also konnte er sich auch wie ein Toter benehmen. Doch etwas in der entschiedenen Ablehnung des Fahrers regte ihn auf. Es war diese unerwartete Anti-Insistenz, die er als entwürdigend empfand und die ihn wütend machte. Aufgebracht und angewidert warf er den Geldschein ins Taxi, betrat den Friedhof und lenkte, erregt und verärgert, seine Schritte direkt zum Familiengrab. Die Hände in der Tasche, wartete er dort auf die Trauergäste.

Der Friedhofswächter kam und versuchte, den Grund für Naïms Kommen herauszufinden. Es sei kein Tag, um die Toten aufzusuchen. Gräber besuche man normalerweise an Feiertagen. Ihrer Toten gedächten die Leute zu Zeiten der Freude. Im Augenblick stünde jedoch eine Bestattung an. Deshalb hielt der Friedhofswächter Naïm für den Ersten aus dem Leichenzug und erwartete jede Minute das Eintreffen des Sargs. Er erkundigte sich nach dem Namen und der Familie des Verstorbenen, in der Hoffnung, schon die Bestattungsbewilligung zu erhalten. Naïm starrte den Mann an und suchte in seinen Augen nach Zeichen der Stupidität. Was geht denn dich das an?, hätte er ihn fast gefragt. Der Friedhofswächter plauderte weiter. Die Öffnung des Grabes werde einige Zeit in Anspruch nehmen, erklärte er, und es wäre nützlich zu erfahren, um welches Grab es sich handle, damit man mit der Arbeit und der Vorbereitung beginnen könne. Die Bestattungsbewilligung sei das A und das O. Ohne sie könne der Totengräber das Grab nicht öffnen. Sie sei eigentlich noch wichtiger als der Tote.

Naïm zeigte sich verärgert. Da stand er nun: ärztlich beglaubigter Toter mit einigen Dutzend Betern und Familienmitgliedern, und dann gab es einen, der das nicht anerkennen wollte und erst einen Schrieb vom Gesundheitsamt erwartete, bevor er ihn beerdigte, einen von einem oder zwei Beamten unterzeichneten Schrieb, versehen mit dem berühmten Geierstempel. Diese Schriebe hatten ihn schon sein ganzes Leben lang verfolgt, und jetzt auch noch nach seinem Tod! Schliesslich beruhigte sich Naïm bei dem Gedanken, gleich werde Walid mit der gestempelten Bestattungsbewilligung vom Gesundheitsamt kommen.

Ein Mann trat zu Naïm, der allein zwischen den Gräbern stand. Er trug eine schäbige alte Gallabija. Sein Bart spross ungepflegt, nachlässig, hässlich. Er setzte sich und lehnte sich an das nächste Grab, legte sich die rechte Hand an die Schläfe und begann zu rezitieren. Seine Stimme war klangvoll und etwas rau, diese leichte Rauheit, wie sie die Leute bei Rezitationen mochten: *... bei einer Seele und dem, der sie gestaltete / und ihr Gottesferne und Gottesfurcht einpflanzte! /*

*Wohl ergeht es dem, der sie reinhält, / doch gescheitert ist, wer sie beschmutzt.* Ob der Aussprache des Mannes schüttelte sich Na'ím. War der Inder? Konnte er kein Arabisch? War er der Esel, der Bücher trägt, wie der Koran sagt? Wurde so etwas in der Ashar-Universität diplomiert? Wurde so etwas überhaupt diplomiert? Deine Bauernstimme reicht vielleicht, um Obst und Gemüse auszurufen, aber nicht für die Koranrezitation. Am liebsten hätte er den Mann angeschrien und seine Schnitzer korrigiert, doch dann hielt ihn die Scham zurück und die Gleichgültigkeit, die dieser Tage allenthalben herrscht. Was ihn aber trotz allem beeindruckte, war ein mystisches Leuchten, ein sufisches Licht, das den Mann wie ein Heiligenschein überstrahlte. Dieses Licht war es, was Na'ím wirklich zurückhielt, ihn zu korrigieren und was ihn sein hämisches Genörgel bereuen liess, das er sich in Gedanken schon gegen den Mann zurecht gelegt hatte. In diesem gesegneten Augenblick, nur wenige Minuten vor seiner Bestattung, begriff Na'ím, während der Fremde mit fehlerhafter Aussprache für seine Seele Koranverse vortrug, dass wir nur in Ausnahmefällen das Richtige tun.

Der Totengraber hatte die Grube ausgehoben, eine senkrechte Grube von zwei Metern Tiefe oder mehr, er hatte einen kurzen Gang geöffnet, der die Grube mit dem Grabraum verband. Danach war er wieder heraufgestiegen und trat jetzt neben Na'ím.

Die Umstehenden warteten. Keiner wusste um den nächsten Schritt. Eine halbe Stunde verging, und alle standen unbeweglich und wortlos da. Keiner regte sich von der Stelle. Jeder wartete auf den anderen. Einer musste doch das Wort ergreifen und sagen, was sinnvollerweise zu tun war. Jeder erwartete, dass irgendjemand sich regte, dass irgendjemand das Problem löste.

Schliesslich machte jemand dem Totengraber und dem Friedhofswächter ein Zeichen, die Grube wieder zuzuschütten. Die beiden starrten ihn unverwandt an, bis der Friedhofswächter verständnislos den Kopf bewegte. Wo der Tote sei, wollte er wissen. Öffnet den Sarg! Auf der Suche nach dem Sarg liess er seinen Blick zwischen den Trauergästen umherwandern. Doch einen Sarg hatte es schon die ganze Zeit nicht gegeben. Jemand erklärte ihm ruhig, es gebe keinen Anlass für eine Beerdigung. Er müsse einfach die Grube wieder zuschütten, damit sei die Sache erledigt. Die Umstehenden hatten schon den Eindruck, der Friedhofswächter werde die ganze Sache ruinieren.

Walíd erklärte ihm die Sachlage. Er zeigte auf seinen Vater. Der Tote stehe vor ihm, er sei lebendig und müsse überhaupt nicht beerdigt werden. Wenn die Grube wieder zugeschüttet sei, sei alles erledigt. Es gebe keinerlei Anlass für diese ganze Aufregung, für all diese Proteste und dieses viele Gerede. Doch der Friedhofswächter, ein Mann mit Berufsethos, bestand auf einer Beerdigung. Er schaute zum Bestatter. Ob denn der Leichenwäscher seine Arbeit getan habe und der Tote in Leichentücher gehüllt worden sei, wollte er wissen. Der Gefragte schüttelte den Kopf. Was sich da abspielte, hatte ihm Sprache verschlagen. Der Friedhofswächter aber verlangte ein korrektes Vorgehen. Er rief nach Seife, einem Luffaschwamm und einem Glas Kölnischwasser; ausserdem nach einem Leichentuch. „Wir werden ihn waschen, ihn in das Tuch hüllen und ihn bestatten“, erklärte er mit Bestimmtheit.

Bei dieser Art gesetzeswidrigen Tuns verlassen sich die Leute auf den Überraschungseffekt. Wenn dieser versagt, wird Druck eingesetzt und dieser, wenn nötig, schrittweise erhöht. Der Schock, den Walíds Erklärungen bei dem Friedhofswächter auslöste, liess diesen voll auf Ablehnung schalten. Doch blieb die Hoffnung, der Druck der Trauergäste werde ihn doch allmählich zum Einlenken bewegen. Viele redeten auf ihn ein und versuchten ihn zu überzeugen.

Ihre Argumente klangen logisch und vernünftig. Der Anwalt erläuterte ihm die Gesetzesparagrafen. Hier gebe es eine Lücke. Er wies mit dem Zeigefinger in eine Richtung. Dort gebe es eine weitere Lücke. Er wies in eine andere Richtung. „Siehst du, wie viele Lücken es gibt, guter Mann?“ Jeder lässt seinen Eimer in den Brunnen hinab! Jeder macht sein Ding! Es gibt eine einzige Regel, die hier gilt: Solange die Sache geheim bleibt, solange bleibt sie möglich. Doch die Hartnäckigkeit, mit der der Friedhofswächter auf der Durchführung der Bestattung beharrte, überraschte alle.

Also holte der Bestatter Leichentuch, Seife und einen Krug Wasser. Ausserdem schaffte er eine für Totenwaschungen bestimmte Blechwanne heran. All das stellte er vor Naïm, den die Trauergäste umstanden. Was würde als nächstes geschehen? Naïm schaute sie an, als hielte er sie alle für übergeschnappt. Woraufhin sich die Umstehenden daran machten, ihm zuzureden: Die Waschung dauere ja nicht lange. In ein paar Minuten sei alles vorbei. Du wirst kaum merken, dass du deine Kleider abgelegt hattest. Irgendwann einmal verloren die Leute jedoch die Hoffnung, die starke Seite zu überzeugen, und begannen mit dem Versuch, ihre Meinung der schwachen Seite überzustülpen. Die Dinge müssten ihren Lauf nehmen. In Ägypten können Angelegenheiten niemals abgebrochen werden. Sie müssen ihren Lauf nehmen, auch wenn wir dabei jemandem Unrecht zufügen, auch wenn wir dabei Geld verlieren oder dumm dastehen. Schliesslich fügte sich Naïm dem Druck von allen Seiten, und es trieb an seiner Seite die Erinnerung, die ihn nicht schlafen liess. Zu seiner Rechten erhob sie sich wie immer üblich einen Meter von der Erdoberfläche. Diesmal hatte er den Eindruck, die Erinnerung sei ein unabhängiges Wesen. Er genoss, was er sah. Ein Wesen, glücklich über das, was Naïm während der kommenden paar Minuten geschehen werde.

Naïm entledigte sich seiner Kleider und legte sich in die Wanne. Drei der Umstehenden zogen ihre Schuhe aus, um sie nicht zu verschmutzen, und begannen, Wasser über ihn zu giessen, während er lediglich mit beiden Händen seine Blösse bedeckte. Mit Wasser, Seife und Gründlichkeit abgeschrubbt, kletterte Naïm splitterfasernackt aus der Wanne und hüllte sich mit eigener Hand in das Leichentuch. Nur noch Nase, Mund und Augen blieben frei. Er sah aus wie ein Gespenst oder wie eine Frau in weissem Gewand. Unfähig, auch nur ein einziges Wort zu äussern, blickte er sich hilfesuchend um. Absichtlich oder unabsichtlich machte er mit der Hand ein Zeichen, er wolle etwas zu trinken, und sofort reichte ihm einer der Umstehenden einen Krug. Doch das Wasser schmeckte bitter, irgendwie nach Sand oder Erde. Er spuckte es aus. Plötzlich hob ihn der Friedhofswächter hoch und wollte ihn zu der Grube tragen. Doch ein Naïm liess sich von niemandem in die Grube legen. Er gestikulierte, er werde selbst hinunter steigen und ohne fremde Hilfe durch den Tunnel kriechen. Und so geschah es. Ohne jedwede Unterstützung des Friedhofswächters stieg er hinab in die Grube. Sein Rumpf, seine Arme und seine Schultern scheuerten sich an den groben Wänden, die allerhand Schrammen an seinem Körper hinterliessen. Doch nun war er entschlossen, den Weg bis zum Ende zu gehen, und nach einigen Mühen kam er auf dem Grund der Grube an. Dort bückte er sich und kroch durch den waagrechten Tunnel. Langsam näherte er sich den zerschlissenen Leichentüchern, seinen Angehörigen, Vater, Grossvater, Grossmutter. Schliesslich richtete er sich zwischen ihren Gebeinen ein, gespannt und furchtsam. Seine Augen kämpften gegen die Dunkelheit im Raum, sie suchten nach einem Licht von oben. Doch da war nichts. Es war ruhig, still.

## Eine Zigarette

Dreissig Jahre zuvor – Naïm war noch ein junger Mann, zu allem bereit, im Vollbesitz seiner Sinne, ohne Mängel und Tadel – war er allein auf den Friedhof gegangen, über der Schulter einen Sack mit Grab- und Hackwerkzeugen. Ihm war geraten worden, einem Toten eine Zigarette in den Mund zu stecken. So könne er sich von der Serie der Töchter befreien. Drei Töchter in den sechs Jahren seit seiner Heirat. Naïm wollte einen Sohn, einen einzigen Sohn, nicht mehr. All diese Töchter, das reichte jetzt. Und auch das Gerede derer reichte ihm, die behaupteten, weiblicher Nachwuchs sei besser als männlicher. Das sei die einzige Lösung, machte man ihm weiss: Er müsse einem Toten eine „Lulle“ in den Mund stecken, um die „Lulle“ im Mund eines anderen Toten unwirksam zu machen. Das müsse er allein, ohne fremde Hilfe, tun.

Naïm schritt auf einem schmalen Weg zwischen den Gräbern hindurch. Das waren die Gräber der Reichen, mit Mauern so gerade wie Lichtstrahlen, alles geometrisch genau abgezirkelt. In manchen Umfriedungen dieser Gräber lebten Lebendige. In anderen lebten nur die Toten. Naïm suchte sich das Grab nicht bewusst aus. Er hielt einfach da inne, wo ihn seine Beine dazu aufforderten. Er nahm den verdreckten Fetzen vom Schloss und brach es auf, ging hinein, hängte mit einiger Mühe das kaputte Schloss wieder an seine Stelle und bedeckte es mit dem Tuch. Er wollte im Innern des Grabes ungestört sein.

In der Grabkammer der Männer fand Naïm ein paar Leichentücher, die meist ein paar zerbröselte Knochen enthielten. Er trat mit dem Fuss daran, um die Solidität des darin Verhüllten zu testen und festzustellen, wie weich der Körper war. Schliesslich fand er, durch reinen Zufall, einen frischen Leichnam und machte sich daran, das Leichentuch zu öffnen. Die Bänder um den Kopf waren straff angezogen, und Naïm sah sich schliesslich gezwungen, einen Teil des Leichentuchs aufzuschneiden, um sein Vorhaben verwirklichen zu können. Im letzten Augenblick, gerade bevor er den Kopf des Toten freigelegt hatte, überlief ihn ein Schauer. Das unbekannte Gesicht tauchte vor seinen Augen auf, noch bevor er es gesehen hatte. Er zögerte kurz, ob er weitermachen oder sich zurückziehen sollte. Doch er war schon zu weit gegangen, jetzt gab es kein Zurück mehr. Ein Zurück hiesse Zeit- und Energieverschwendung. Er steckte eine Hand in das Leichentuch, um den Mund des Toten zu öffnen. Aber der Kiefer des Mannes liess sich nicht bewegen. Naïms Hand stiess auf ein Band, das um den Kopf gewickelt war. Es hielt den Unter- fest an den Oberkiefer gedrückt und hinderte ihn, herab zu klappen. Unter höchster Nervosität entfernte Naïm das Stoffband von dem Kopf, öffnete den Mund und schob die Zigarette hinein.

Dann warf er, nachdem er das Band wieder befestigt hatte, einen letzten Blick auf das Leichentuch. Niemand, der das Grab öffnete, sollte eine nennenswerte Veränderung bei der Anordnung der Leichentücher feststellen können. Naïm hatte sich bemüht, alles zu hinterlassen, wie er es vorgefunden hatte. Er konnte ja nicht wissen, wann das Grab wieder geöffnet würde. Er konnte nicht wissen, wie lange sich die Angehörigen an ihre Toten erinnerten.

Plötzlich liess ihn ein Geräusch draussen zusammenzucken. Die Stimme eines Halbwüchsigen, in der Naïm eine frische Grobheit ausmachen konnte. Laut schreiend fragte er, was in dem Grab sei, und die Lautstärke sollte wohl furchteinflössend klingen, nicht einfach sich ankündigend. Naïm erstarrte. Er erwartete, dass der Bursche hereinkam und herausfand, was er da trieb, ein Gedanke, der ihn noch mehr erschreckte. Als er die Schritte und die Stimme näher kommen hörte, „kam ihm in den Sinn, sich zwischen die Leichen zu legen“, doch die Schritte entfernten



sich rasch wieder. Der Bursche rief um Unterstützung: „He, Machfûs! He Machfûs!“ Mit grosser Mühe nahm Naîm die Reste seines Mutes zusammen und verliess den Grabraum und danach das Grab. Er zog ein neues Schloss aus seinem Sack und sicherte damit das Tor. Er lauschte, und als er Schritte hörte und am Ende der engen Gasse ein Licht auftauchen sah, entfernte er sich in die entgegengesetzte Richtung. Anfangs ging er gemächlich, dann bog er nach rechts in eine noch schmalere Gasse, der er bis zu ihrem Ende folgte. Sie mündete in eine breitere Strasse, die ihn aus dem Friedhof hinaus führte. Er ging zurück in die Wohnviertel.

Zitternd kam Naîm nachhause. Atijât hatte die ganze Nacht ungeduldig auf ihn gewartet, und als er kam, fragte sie ihn sofort, wie alles gelaufen sei. Bestens, antwortete er, ganz nach Wunsch. Die Lulle sei, wo sie hingehöre, und niemand habe ihn bemerkt. Er war ziemlich erschöpft und recht erhitzt. Er hiess sie, ihm Wasser zu bringen. Nachdem er davon getrunken hatte, fiel er ins Bett und rief ungeduldig nach Atijât. Sie musste sich auf allen Vieren hinhocken, so hatte man es ihn geheissen. Sie kopulierten wie die Hunde, leidenschaftslos. Ihm gingen die Bilder des festgezurrtten Leichentuchs, der Zigarette im Mund des Toten, des eisernen Vorhängeschlosses und des Lichts am Ende der Gasse nicht aus dem Kopf. Seine Rechte erinnerte sich an das Gewicht der Türe und die scharfen Zähne des Toten und den Schauer, der ihn überlief. Die Hitze in ihm stieg mit jeder Minute, er war schweissüberströmt. Schliesslich, nachdem mit seinem Sperma auch fast gar seine Seele entwichen war, hiess er seine Frau eine Viertelstunde genau in dieser Position verweilen, exakt wie man es ihm angeraten hatte. Dann liess er sich völlig erschöpft auf das Bett fallen und verlangte von ihr, ihn zuzudecken, da er vor Kälte zitterte.

Neun Monate nach dieser Nacht gebar Atijât einen Jungen, den sie Walîd nannte. Schon drei Tage nach dieser Nacht begann Naîm in einer unverständlichen Sprache zu sprechen.

*Lieber Salâch,*

*seit Jahren schicke ich Dir diese Briefe, seit wie vielen? Zwanzig? Sind es schon zwanzig Jahre? Oder gar fünfundzwanzig? Ich kann mich nicht genau erinnern. Wir beide haben den Wechsel vom verschlüsselten Schreiben zu den ebenfalls verschlüsselten Telefonaten, danach zum Fax mitgemacht, schliesslich zum Internet mit all seinen Spielereien. Ein weiter und langer Weg, Salâch, und während all diese Zeit, habe ich nie auch nur eine einzige Bitte an Dich gerichtet, habe Dich nie um einen einzigen persönlichen Dienst gebeten, um eine Vermittlung, eine Beförderung oder eine Zulage. Ich habe auch nie eine Information von Dir verlangt und habe mich unverbrüchlich an die zwischen uns getroffene Vereinbarung gehalten: Dir immer nur meine persönliche Meinung zukommen zu lassen, die meinen Beobachtungen, Erfahrungen und Lektüren der Menschen um mich herum entstammt. Ich habe nie protestiert, wenn Du Ansichten von mir ignoriert hast – natürlich habe ich nicht erwartet, dass Du alle meine Ansichten übernehmen würdest; ebenso wenig habe ich erwartet, dass euch alle meine Ansichten angemessen erscheinen.*

*Doch jetzt, Du wirst mir verzeihen, will ich eine simple Bitte an Dich richten.*

*Ich hätte gern gewusst, wie der Esel heisst, der die letzte Rede des Präsidenten verfasst hat. Denn wie mächtig er auch sein mag, welche Ämter er auch bekleiden mag, er ist und bleibt ein Esel, und seine Ämter, mit denen er, so bin ich gewiss, prahlt, hat er nur irrtümlicherweise erhalten. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass euer System Dummköpfe wie ihn auf heikle Posten hievt. Aber Schande über euer System, wenn es ihm wirklich erlaubt hat, die Reden des Präsidenten zu schreiben.*

*Wer hat ihm weisgemacht, dass die Leute Mubarak über Wassermelonen reden hören wollen? Ich habe meinen Ohren nicht getraut, guter Freund! Bei den einfachen Leuten verbinden sich Wassermelonen mit dem subalternen, glatzköpfigen Beamten, der nach der Arbeit nachhause geht, schweissüberströmt in der sommerlichen Hitze, eine Melone in der Hand, eine Zeitung unterm Arm. Zuhause heisst er seine Frau, die Melone in den Kühlschrank zu legen, er wolle sich in wenig ausruhen. Doch er holt sie, noch bevor sie ganz gekühlt ist, aus dem „Ideal“-Kühlschrank, zerstückelt sie mit dem Messer und nascht dabei klammheimlich noch rasch ein paar Stückchen, um dann nach dem Essen die Hälfte davon zu verzehren. Und am Abend erzählt er seinen Freunden im Café von der Melone, die er nach dem Essen vertilgt habe. Möglich, dass sie rosarot war, ein „Schädel“ wie sein eigener Kopf oder wässrig oder fad, genau wie er selbst. Da schweigt er. Vor seiner Frau ist er ein Mann, der nicht einmal weiss, wie man eine süsse Melone auswählt; der also einfältig ist und die kleinen Geheimnisse der Dinge nicht kennt, und er wird endgültig schweigen vor seinen Freunden, denn wenn er von seiner Melone als Glatzkopf spricht, wird er zum Gegenstand des Spottes. Die Melone ist Symbol für alles, was mysteriös und spontan ist oder zu Spott und Gelächter reizt.*

*Mein lieber Salâch, wir hatten uns vor langer Zeit darauf geeinigt, dass Mubarak ja nicht im Sommeranzug erscheinen dürfe, und seither haben wir ihn gottseidank nie in einem solchen gesehen. Ich fürchte aber, mit all diesen Eseln um sich herum, die ihm Reden über Melonen und andere Trivialitäten schreiben, könnte der Präsident nun auch noch in einem solchen auftreten.*

*Die ganz grosse Katastrophe aber ist, lieber Salâch – und während er die Rede hielt, musste ich fast heulen – dass der Präsident bei der Eröffnung einer neuen Teppichfabrik sprach. Brauchen wir wirklich noch mehr staatliche Teppichfabriken in Ägypten, Salâch? Die eigentliche Katastrophe ist es, dass es sich um eine Teppichfabrik handelt! Warum spricht Mubarak über die Julirevolution,*

*über die Arbeiter, über die ägyptische Maschine? Warum all das sozialistische Gerede? Die Leute haben diese Zeit längst vergessen. Gamal Abdel Nasser hat Fabriken gebaut, um Arbeitsplätze für die Bevölkerung zu schaffen, aus keinem anderen Grund. Es ging ihm nicht darum, Waren zu produzieren oder eine Industrie aufzubauen. Man hat Millionen ausgegeben, nur damit er das Wort „Arbeiter“ in seinen Reden brauchen, damit er das Feld der Arbeit besetzen und allen Menschen mitteilen konnte, dass der Ägypter nach Abschluss seiner Ausbildung Arbeit findet. Ein sozialistischer Staat, lieber Salâch, oder so wollte man ihn jedenfalls präsentieren: sozialistisch.*

*Doch die Welt entwickelte sich. Die Industrialisierungschancen wichen aus unseren in die Hände der Asiaten. Die Zeit zeigte, dass wir das Wort „Industrialisierung“ nicht verstanden. Wir sind ein Volk der Makler und der Mittler, die sich zwischen Kauf, Verkauf, Produktion und was nicht alles schieben. Ein Volk der Industrieproduktion werden wir nie sein. Den Ägyptern fehlen die Talente eines Produzenten. Wichtiger noch, mein Lieber, dass die meisten Ägypter jener Zeit, der sozialistischen Arbeiter-Sechziger-Jahre, gottlos waren. Wollt ihr wirklich jetzt daran erinnern? Wollt ihr wirklich jetzt die Wunden des Sozialismus, der Naksa-Niederlage von 1967 und der verschiedenen Kriege aufreissen? Gamal Abdel Nasser war ein Genie, weil er aus der Atmosphäre der Revolutionen und der Unabhängigkeitsbewegungen anderswo in der Region Profit schlagen konnte. Er hat all das auf Ägypten angewendet. Aber heute ist die Lage eine völlig andere.*

*Haben wir denn nicht gesagt, dass die Ära Mubarak eine Ära der Stabilität ist? Dass jegliche Verbindung zwischen ihr und früheren Epochen üble Propaganda ist? Salâch, ich will den Namen des Reden schreibenden Esels erfahren!*

*Ausserdem, was soll überhaupt dieses Gerede über Fabriken? Lasst es gut sein mit Fabriken. Habt Erbarmen mit Mubarak. Er ist im Alter eurer Väter, ein Mann, dessen Füße von den vielen Fabriken, die er jedes Jahr eröffnet hat, wund gelaufen sind. Baut so viele Fabriken, wie ihr wollt, aber hängt nicht das Bild des Mannes dort auf. Die ägyptischen Fabriken werden zusammenbrechen, daran führt kein Weg vorbei. Der ägyptische Arbeiter kann nicht aus seiner Haut, der ägyptische Ingenieur ist von Natur aus ein Dieb, der ägyptische Direktor spielt von Natur aus mit der Sekretärin. Deswegen wird die ägyptische Fabrik zwangsläufig zusammenbrechen. Die Arbeiter werden mehr Lohn verlangen und werden weniger arbeiten wollen. Die Ingenieure werden windige Wege erfinden, um sich zu bereichern, und natürlich werden sie Stillschweigen bewahren, wenn die Arbeiter aufmucken. Sie werden nie etwas anderes sagen als: Wir sind gehorsam, verschont uns also bitte! Und die Direktoren werden annehmen, der Aufruhr der Arbeiter sei ein Zeichen dafür, dass sie die Sekretärin auswechseln müssen. Ich wiederhole: Wir sind ein Volk von Mittlern und Maklern.*

*Aber was, wenn die Arbeiter zu streiken beginnen, wenn die Fabrik zusammenbricht, wenn Diebstahl und heisse Küsse offenbar werden? Werden die Leute eine Verbindung herstellen zwischen Fabrik und Präsident? Natürlich werden sie sich an den Präsidenten erinnern, der lachend den Flanell-Pyjama festhält. Sie werden sich an ihn erinnern, wie er sich nach der Arbeit dieses oder jenes Fabrikarbeiters erkundigt, wie er die Frau mit dem dicken Bauch nach ihrer Schwangerschaft fragt. Sie werden sich an ihn erinnern, wie er jeden Tag eine neue Fabrik in Ägypten eröffnet. Gut so, mein Lieber. Soll er über Wassermelonen reden, soll er Fabriken eröffnen, soll er von Arbeitern sprechen. Dass er eine Fabrik eröffnet, dass er in der Eröffnungsrede von Melonen oder Arbeitern spricht, ist viel, Salâch. Wenn Präsident Mubarak einen Teil seiner Popularität einbüsst, so seid ihr dafür verantwortlich.*

*Man muss jetzt das Vorgehen ändern, man muss sich auf andere Punkte konzentrieren. Präsident Mubarak ist nicht länger der einfache Mitbürger, der aus der Mitte des Volkes emporgestiegen ist, um das Volk zu führen. Dieses Image haben wir früher propagiert. Heute liegt die Sache anders. Die Volksbefragung über eine fünfte Amtszeit des Präsidenten ist sehr viel näher gerückt. Und wer weiss, vielleicht sind wir schon so weit, dass es zu pluralistischen Wahlen für das Amt des Präsidenten kommt und zum ersten Mal in ihrer langen Geschichte die Ägypter einen Präsidenten wählen können, der sie regieren soll. Es ist höchste Zeit, das Image des Präsidenten zu verändern.*

*Präsident Mubarak ist als einziger in der Lage, das ägyptische Schiff zu steuern. Er ist der einzige erfahrene Kapitän, und er wird es tun, weil er der einzige ist, der über die Erfahrung verfügt, die ihn dazu befähigt, die Erfahrung, die ihn seine Stellung als Führer zu bewahren erlaubt. Du verstehst sicher, was ich meine. Wir müssen dieses neue Image unter die Leute bringen. Das Bild des Experten. Alle müssen sich nach dem für die Präsidentschaft geeigneten Individuum fragen, nicht nach Mubarak. Aber die Antwort auf diese Frage muss lauten: Niemand sonst, kein Mensch, aber auch keiner kann die Stellung Mubaraks einnehmen.*